Das Geheimniß von Birkenried.

Roman von Karl Ed. Klopfer.

I. Kapitel.

Die ersten Schatten der sommerlichen Nacht breiteten sich über die Hügellandschaft, kaum ein Windhauch störte den tiefen Abendfrieden; die Glocken im nahen Städtchen waren eben verklungen. Die bleiche Mondscheibe, die längst schon hinter den sanftgewellten Anhöhen aufgetaucht war, leuchtete mit immer zunehmender Kraft. Gigantisch ragte die düstere Masse des alten Herrschaftsschlosses Birkenried inmitten der mondbeschienenen Thalmulde empor, einen dunklen Hintergrund für den lichtumflossenen Baumschlag bildend, dem es seinen Namen verdankte. Diese Birken mit ihren schlanken, silberweißen Stämmen hielten treue Wacht um dies steinerne Denkmal längst verflossener Zeiten, und es war, als flechte ihr feines, biegsames, melancholisch gesenktes Geäst einen losen Kranz um den alten Bau.

Jetzt wurde Pferdegetrappel und Rädergeräusch auf der schmalen Straße, die vom Städtchen höher gegen das Schloß zulief, vernehmbar. Zwei Lichtpünktchen—die beiden Laternen eines leichten Wägelchens — näherten sich rasch, anfangs kaum von dem Phosphoreszieren der Leuchtkäferchen zu unterscheiden, die über dem dunklen Rasengrün ihr anmuthiges Spiel trieben.

Eine alte, halb bäuerisch, halb städtisch gekleidete Frau trat aus dem Schlosse auf den Vorplatz heraus und sah nach dem heranrollenden Fuhrwerk aus, das sie wohl erwartet haben mußte. Als es in den Schloßplatz einfuhr, winkte sie den beiden Männern grüßend zu, die auf dem Doppelsitze saßen. Das Pferd stand noch nicht, da sprang der Eine schon herab.

„Guten Abend, Mutter!" rief er und umarmte die Frau mit einer burschikosen Bewegung. Er lachte, als er gewahrte, wie der Alten die hellen Thränen über die gefurchten Wangen perlten.

„Wahrhaftig—Freudenthränen? Du wirst mich noch stolz machen, Mutter. Ich hab' mir nicht eingebildet, daß Du nach Deinem Jungen noch so 'was wie Sehnsucht empfinden könntest."

„Aber, Hermann!" sagte die Frau vorwurfsvoll, erschrocken, und wischte sich die Augen hastig mit der Schürze. „Wie kannst Du nur—"

„Na ja, ich hab's doch auch nicht verdient. Ihr habt noch wenig Freude an mir erlebt—das weiß Niemand besser, als ich selber."

Die Mutter wollte etwas erwidern, kam aber nicht dazu; der Sohn wandte sich wieder zum Wagen, um da dem Vater, der ihn vom Bahnhofe abgeholt hatte, beim Abladen des kleinen Koffers behilflich zu sein. Die Frau sah ihm mit einem leisen Kopfschütteln zu. Die Art und Weise Hermanns, seine Heiterkeit, die nur zu sehr nach Galgenhumor schmeckte, berührten sie unheimlich. Jedenfalls hatte sie sich das Wiedersehen mit ihrem einzigen Kinde, das nach neunjähriger Abwesenheit in's Elternhaus zurückkehrte, ganz anderes vorgestellt.

„Laß nur, laß!" wehrte indessen der graubärtige Vater die Hilfeleistung des jungen Mannes ab. „Wär' nicht schlecht, wenn ich so ein Ding nimmer allein zwingen könnt'!"

Mit einem Ruck schwang er sich dabei den Koffer auf den breiten Rücken und trug ihn in die Thoreinfahrt, als wäre das nur Kinderspiel. Seine Frau blickte ihm ernst nach. Ihr Mann hatte sie gar nicht begrüßt, und sie begriff, daß dieses Kraftstückchen mit dem Koffer nur ein Vorwand war, die Verlegenheit zu verbergen, in welche ihn ihre Bestürzung über das Wesen des Heimkehrenden versetzte; er, der den Sohn auf der Bahnstation in Empfang genommen, hatte diesen Eindruck wohl vorausgesehen.

„Komm' doch, Mutter!" sagte Hermann, die alte Frau am Arme nehmend, als jetzt ein Knecht aus dem Thore trat, um das Pferd in den Stall zu führen. „Ich setze voraus, daß zu Ehren des verlorenen Sohnes das biblische Kalb geschlachtet worden ist, und Du sollst sehen, daß ich dem Mahle alle Ehre anzuthun entschlossen bin! Ich konnte schon in Breslau kaum noch den Hunger bezwingen, und das war vor zwei Stunden."

Ehe er jedoch in den dunklen Thorweg trat, warf er noch einen Blick über die langgestreckte Front des einstöckigen Schloßgebäudes, als wollte er sich beim Wiederanblick der gewohnten Umgebung fragen: „Stehst Du nun wirklich wieder vor diesem Hause, von dem Du jeden Stein kennst und dessen Du in der Ferne so oft gedenken mußtest?"

Da der hohe Thorbogen mit dem Portikus von vier Säulen davor, die den steinernen Balkon trugen, der oben im Stockwerk vom Festsaale und dem Speisesaale aus zugänglich war! Die zwölf romanischen Bogenfenster in einer Reihe, darüber das bläulich schimmernde Schieferdach, und dort, zur Linken, mit dem Hauptbau verbunden, der vorspringende Kapellenbau, den ein Glockenthürmchen krönte! So hatte der Ahnherr des hochadeligen Geschlechtes Derer v. Ebersperg auf Birkenried das Schloß zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet, und seine Nachfolger hatten nie das Bedürfniß gefühlt, es irgendwie zu modernisiren!

Während Hermann mit der Mutter die breite Einfahrt durchschritt, um zu der Verwalterswohnung zu gelangen, in die der Vater schon den Koffer getragen, schlug er lachend mit der flachen Hand gegen eine der mächtigen Wände, daß es in dem Bogengewölbe widerhallte.

„Ja, man erhält erst einen richtigen Begriff von der gediegenen Seßhaftigkeit so alter Geschlechter, wenn man ihre Stammburgen sieht. So was gar—das fällt mir aber sonderbarer Weise erst jetzt ein, da ich diese Steine wieder mit meinen Händen betaste. —Wahrhaftig, ich glaube, da ist in den neun Jahren noch kein Sandkörnchen abgebröckelt!"

„Grüßt sie Dich doch wieder, die schlesische Heimath?" flüsterte die Mutter gerührt dem Sohne zu, indem sie sich über diese Gemüthsregung freute. „Hat Dir die Erinnerung daran keine Ruhe gelassen und Dich wieder zurückgezogen?"

Er antwortete nicht gleich. Er sah, am inneren Thore angelangt, in den mondhellen Schloßhof hinaus, gegen den Park zu, dessen dunkle Wipfel sich scharf von dem magischen Blau des Nachthimmels abhoben.

„Ja, freilich," versicherte er dann. „Wir haben allerdings kein Recht, dies ehrwürdige Nest wie ein wirkliches Heim anzusehen—hm, hm! Und ein Gedanke hat mir die Erinnerung daran auch immer ein bischen vergällt: daß Du und der Vater es räumen müßtet, wenn es der erlauchten Schloßfrau oder etwa ihrem Erben so gefiele. Was gelten zumal so einem dahergeschneiten Nachfolger die vieljährigen Dienste des Verwalters Plock und seine Berufung darauf, daß schon Vater und Großvater in derselben Stellung der Herrschaft gedient haben?"

„Aber geh' doch, Hermann, wer wird daran denken? Gottlob ist Vater noch rüstig genug, und überdies ist Ihre Erlaucht, unsere gnädige Frau Gräfin, denn doch zu fürsorglich gegenüber ihren Leuten, als daß sie nicht für alle Fälle—"

„Nun, wo bleibt Ihr denn?" unterbrach sie hier die Stimme ihres Mannes, der eben auf der obersten der acht Stufen erschien, die rechts vom Flur zu der Verwalterswohnung emporführten. „Es ist schon aufgetragen—und ich habe einen gewaltigen Hunger."

Sie traten alle Drei in einen geräumigen Vorsaal, dessen Fußboden mit Backsteinen belegt war; die Wände trugen nur einen altersgrauen Kalkanstrich. Gleich neben der Küchenthür führte eine offene Wendeltreppe in den Kellerraum hinab.

Hier in diesem Gelasse, das mit seiner gewölbten Decke und dem einfachen Hausrath einigermaßen an ein Klosterrefektorium erinnerte, hatten schon mehrere Generationen der Schloßverwaltersfamilie Plock ihr tägliches Brod verzehrt; hier stand auch heute der gedeckte runde Tisch, und derselbe eiserne Kronleuchter, den schon Hermanns Urgroßvater allabendlich angesteckt hatte, warf jetzt sein Lampenlicht auf das feine Linnen, das die Mutter zu Ehren ihres Einzigen aus einem besonderen Fache ihres Wäscheschreins genommen hatte.

„Ja, wahrhaftig — auch hier noch Alles beim Alten!" rief Hermann, rückte den Eichenstuhl an seinen gewohnten Platz und griff, um den Eltern zu beweisen, wie sehr er sich zu Hause fühle, sofort nach seiner Serviette und dem Suppenlöffel.

Erst allmälig kam das Gespräch in Gang. Plock richtete eine Reihe von Fragen an den Sohn, der die ganzen neun Jahre hindurch in seinen ungemein seltenen Briefen nicht nur niemals davon gesprochen, was er eigentlich trieb, sondern die Eltern bis zur Stunde auch nicht einmal darüber aufgeklärt, was ihn von Amerika wieder zurückgebracht hatte.

Und sie schienen es auch jetzt nicht erfahren zu sollen. Hermann sprach allerlei, berichtete flüchtig — lachend und wegwerfenden Tones—nur so viel, daß er „da drüben" bald „unten," bald „oben" gewesen sei, ließ durchblicken, daß er Manches versucht und gelernt habe, aber auf eigentliche Thatsachen ließ er sich nicht ein. Man sollte nur errathen, daß er sich um seine nächste Zukunft keine Sorge mache.

Die Eltern vermieden es während seiner Erzählung, sich wieder anzusehen. Sie wußten ja nur zu gut, daß sich ihre Gedanken längst in der Meinung begegneten, Hermann sei keinesfalls reicher heimgekehrt, als er damals fortgegangen war, vom Vater mit großen Opfern zu jener Amerikafahrt ausgerüstet, von der sie allein noch gehofft hatten, daß sie den Sohn auf einen ersprießlichen Weg führen werde.

Damals war er schon sechsundzwanzig Jahre alt gewesen und hatte bereits eine erkleckliche Anzahl von Wanderjahren hinter sich gehabt: Gymnasiums- und Hochschuljahre im nahen Breslau, Studien in Jena und Bonn, dann in Genf, schließlich sogar in Frankreich und England; alle Welt fand ihn interessant, bewunderte seinen Geist, gab sich seiner zwingenden Rednergabe gefangen, staunte über seine Fertigkeit in allen möglichen Künsten, nannte ihn einen Mann von scharfem Verstande, schier unglaublicher Belesenheit und genialer Weltgewandtheit, und titulirte ihn selbstverständlich „Herr Doktor," obwohl er keinen wirklichen Anspruch darauf hatte.

Wie oft schon hatte sich der Vater in den letzten zwölf bis fünfzehn Jahren Vorwürfe darüber gemacht, daß er sich vom „Hochmuthsteufel," wie er's nannte, hatte hinreißen lassen, den Sohn zu einem „Studirten" zu machen. Aber wer hatte auch voraussehen können, daß dieser Mensch, der in frühester Kindheit schon die verblüffendste Begabung gezeigt hatte, es trotz seiner allerwärts bewunderten außerordentlichen Anlagen zu nichts Rechtem bringen werde? Und es war auch nicht allein der Ehrgeiz für seinen Sohn gewesen, der Plock bewogen hatte, ihn studiren zu lassen, sondern damals, als er den Knaben auf das Gymnasium gab, hatten sich die Familienverhältnisse des Grafen Leodegar v. Ebersperg auf Birkenried in einer Art gestaltet, die Plock befürchten ließ, es werde der Verwalterposten auf dem Schlosse nicht lange mehr eine feste Versorgung bilden, die der Vater dem Sohne, wie bisher seit Generationen, als ein unverbrüchliches Erbe hinterlassen konnte.

Graf Leodegar v. Ebersperg hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter Adelgunde — die jetzige Herrin auf [illegible]

Jahre mit einem Grafen Morawinski in Russisch-Polen verheirathet war. Von den Leuten auf Birkenried und in der Umgebung hatte Niemand diesen polnischen Schwiegersohn je gesehen; Komtesse Adelgunde hatte ihn in Breslau kennen gelernt, wo ihr Vater während der Wintersaison damals noch ein großes Haus führte. Als Plock seinen Knaben auf die Lateinschule zu schicken sich entschloß, hatte Graf Ebersperg seinen prächtigen Stadtpalast aber bereits verkauft, und mehrere schöne Güter noch dazu. Es ging mit dem Reichthum der Familie bergab, und alle Welt wußte, daß eben jener polnische Eidam die Ursache davon war. Graf Leodegar zog sich auf die Birkenrieder Besitzung zurück, ein von Kummer gebeugter Greis, in Menschenhaß verbittert; er unterhielt nicht einmal mit der nächsten Nachbarschaft Beziehungen, und Niemand hörte ihn je seiner Tochter Erwähnung thun. Trotzdem wußte man, daß er in Verkehr mit ihr stand—durch die fortgesetzten Geldsendungen. Es waren mitunter sehr große Summen, und die Briefe aus Rußland rissen den alten Herrn jedesmal zu entsetzlichen Wuthausbrüchen hin. Die Schwarzseher, die da prophezeiten, daß Graf Morawinski schließlich auch noch das alte Stammgut Birkenried „verzehren" werde, fanden immer mehr Glauben. Sie hätten wahrscheinlich auch Recht bekommen, wenn nicht einige Jahre später das Schicksal eine Wendung herbeigeführt hätte.

Es war im Frühling 1865, als Graf Leodegar eines Tages den überraschenden Befehl gab, die Zimmer im südlichen Theile des Schlosses zum Empfang seiner Tochter in Bereitschaft zu setzen. Und bald darauf kam die Gräfin Morawinski auch richtig an —allein, in tiefer Trauer. Sie sei Wittwe geworden, hieß es; hinterher aber munkelte man davon, daß Graf Bogumil Morawinski noch lebe, daß sich die Gattin jedoch von ihm getrennt habe. Gewisses war darüber nie zu erfahren. Auf Birkenried galt die unglückliche Frau jedenfalls als verwittwet. Ueberdies wurde sie nie Frau v. Morawinski, sondern stets Gräfin Adelgunde genannt; sie schien an ihre Ehe nicht mehr erinnert werden zu wollen. Sie legte auch die schwarzen Kleider niemals ab.

Drei Jahre nach ihrer Ankunft auf Birkenried konnten die düsteren Gewänder der Trauer um den Vater gelten. Der letzte Ebersperg starb in den Armen seiner Tochter, vorzeitig von seinem Gram dahingerafft, wie Jedermann sagte. Gräfin Adelgunde war die einzige Erbin ihres Vaters. Der ihr verbliebene Rest des einst fürstlichen Familienvermögens wäre immer noch stattlich genug gewesen, ihr einen durchaus standesgemäßen Haushalt in Breslau zu erlauben. Aber sie zog es vor, Birkenried, „die Burg ihrer Väter," in Stand zu halten, so kostspielig das, der dadurch bedingten zahlreichen Dienerschaft wegen, auch war. Die Güter, die noch zur Stammdomäne Birkenried gehörten, wurden verpachtet, aber das Schloß selber mit seinen Riesengemächern, seinen Nebengebäuden und dem ausgedehnten Parke, dessen Instandhaltung allein Tausende verschlang, blieb unangetastet in seiner altmodischen feudal-gediegenen Pracht; so wollte es die Gräfin, der letzte Sproß Derer v. Ebersperg.

Hermann Plock, der „ewige Student," hatte die Schloßherrin nur wenig gesehen—zum ersten Mal in jenem Sommer, einige Monate nach dem Tode des Grafen Leodegar, in welchem er daheim einen Ferienbesuch machte, ehe er sein erstes Universitätssemester antrat, dann ab und zu bei ähnlichen Gelegenheiten, denn er ließ sich immer erst nach mehrjährigen Pausen im Elternhause blicken. Er hatte stets einen verbissenen Groll gegen die „erlauchte Herrschaft" genährt. In seinen Flegeljahren schrieb sich das daher, daß ihm der Entschluß des Grafen Leodegar, seinen ständigen Wohnsitz auf Birkenried aufzuschlagen, viel von der zügellosen Freiheit raubte, die er vordem genossen hatte. Früher, wo die Herrschaft kaum einmal im Jahr auf ein paar Wochen erschien, war ja der Verwalter so gut wie unumschränkter Herr auf dem Gute gewesen, und Hermann hatte das ganze Schloß zum Schauplatz seiner Spiele gemacht. Später spöttelte er über die „blasse Wittwe," die als die Herrin von Birkenried da einen ihm lächerlich erscheinenden Ahnenkultus trieb, und fand die Stellung des Vaters unter dieser „erlauchten Weiberherrschaft" ungemein armselig. Freilich, er steckte immer voller hochfliegender Pläne und versicherte sehr bestimmt, daß er spätestens in ein paar Jährchen die Welt erobern und den Eltern dann „ganz was Anderes" bieten werde.

Und jetzt saß er wieder in der Verwalterswohnung—volle fünfunddreißig Jahre alt; seine ganze Habe hatte der Vater auf den Schultern tragen können, und die alte Mutter ging sicher nicht fehl, wenn sie heimlich der Meinung war, Hermann, der „Vielversprechende," habe schon geraume Weile nicht mehr so gut und reichlich gegessen wie heute.

„Euch ist's doch immer gut gegangen, wie?" sagte er, nachdem er sich zu Ende der Mahlzeit den kurzen, schwarzen Vollbart gewischt hatte, und nahm mit großherrlicher Herablassung, wenngleich mit etwas mißtrauischem Lächeln die Cigarre, die ihm der Vater darbot. „Dir, Vater, ist ja die Einförmigkeit Deiner Berufsthätigkeit auf dieser Scholle das wahre Lebenselement. Warum auch nicht? Einem Jeden scheint der Horizont sein Fleckchen Erde abzuschließen, und wer sich damit unten im engen Thal begnügt, der kann sich freilich das Erklettern der himmelanstrebenden Bergspitze ersparen. Hahaha! Ich verstehe Eure Blicke! Ihr meint, ich hätte besser gethan, es ebenso zu machen? Na— darüber können wir noch später einmal mit einander sprechen. Jetzt laßt uns auf das Thema kommen, das mich in- [illegible]

hältnisse hier auf Birkenried. Alles noch beim Alten, die erlauchte Gnädige noch immer in Trauer, einsam dem Schmerze über den Verfall ihres stolzen Hauses nachhängend?"

Da machten die Eltern gleichzeitig eine Bewegung.

„Ach ja, das weiß er ja noch nicht!" sagte der Alte, seiner Frau zunickend. „Unser damaliger Brief nach New Orleans hat ihn ja nicht erreicht und ging verloren, wie wir später hörten. Ich glaube, das war schon der vorletzte —denn Du, nimm mir's nicht übel, Hermann, Du hast uns mit Deinem Briefwechsel nicht gerade verwöhnt."

Hermann zuckte die Achseln. „Du lieber Gott, mir blieb verwünscht wenig Zeit zur Privatkorrespondenz!— Aber was wolltest Du sagen? Du schriebest mir damals nach New Orleans—das war also vor ungefähr vier Jahren?"

„Ganz richtig. Damals kam Fräulein v. Merkenfeld hier an, wovon ich Dir berichten wollte, und was ich Dir also jetzt noch als eine Neuigkeit mittheilen kann."

„Merkenfeld?" fragte Hermann, sich nachdenklich die hohe Stirn reibend, die unter seinem rabenschwarzen Haar wie aus Elfenbein gemeißelt erschien und sein stark markirtes Gesicht ganz eigenartig charakterisirte. „Der Name klingt mir nicht unbekannt. Ist das eine Verwandte Eurer—oder meinetwegen: unserer Gräfin?"

„Ihre Nichte, nämlich Tochter der Base Ihrer Erlaucht. Fräulein Eglantine v. Merkenfeld hat seitdem das Schloß nicht mehr verlassen, sie lebt bei ihrer Tante." Der Verwalter deutete zur Decke empor. „Sie wohnt da oben, in denselben Zimmern, die damals der Gräfin Adelgunde eingeräumt wurden, als sie zu ihrem Vater, dem Grafen Leodegar—Gott hab' ihn selig!—zurückkehrte."

„Was tausend!" machte Hermann betreten, während sich seine buschigen Augenbrauen über der kühnen Nase finster zusammenschoben. „Die alte Dame hat sich also wohl so etwas wie eine Gesellschafterin zugelegt.—Ist Fräulein v. Merkenfeld noch jung?"

„Neunzehn Jahre," antwortete die Mutter.

„Merkenfeld, Merkenfeld!" wiederholte Hermann nochmals. „Der Name ist schon in früheren Zeiten hier genannt worden! Fräulein Eglantines Mutter sei die Base der Gräfin Adelgunde, sagtest Du?"

„Sie ist schon lange Waise, das arme Kind."

„Ihre Großmutter," erklärte der Verwalter, bedächtig an seiner Pfeife ziehend, „ebenfalls Eglantine geheißen, war die Schwester des Grafen Leodegar; sie hat ihrerseits gegen den Willen ihres Bruders einen Herrn v. Fernwald geheirathet und sich dadurch mit ihrer Familie entzweit. Ich weiß mich an diese Thatsache sehr wohl zu erinnern; ich war damals ja bereits ein neunzehnjähriger Bursche und ging meinem Vater in allen Geschäften schon tüchtig zur Hand. Frau v. Fernwald kam nie mehr mit ihrem Bruder zusammen, aber gesprochen wurde noch oft von ihr. Sie hatte, glaub' ich, auch nur eine einzige Tochter, so wie ihr Bruder, und diese war dann später mit einem Offizier, eben jenem Herrn v. Merkenfeld, verheirathet, dessen Name damals bei uns genannt wurde. Graf Leodegar, den die unglückliche Ehe seines eigenen Kindes schwer bedrückte, ging nämlich ernstlich mit dem Gedanken um, sich mit seiner Nichte zu versöhnen—Eglantine, die Aeltere, seine Schwester, war da längst todt. Aber es kam nicht dazu; Graf Leodegar erhielt bald darauf seine Tochter zurück, und Gräfin Adelgunde mochte in ihrer Menschenscheu nach der vierzehnjährigen unglücklichen Ehe wohl keinen Verkehr mit irgend Jemand in der Welt wünschen."

„Jetzt hat sie sich aber doch diese entfernte Nichte aufgehalst?" warf Hermann ein.

„O, sie liebt sie sehr! Sie ist ihr eine zweite Mutter geworden. Es ist ja auch nicht mehr als natürlich, daß sich die Erlaucht endlich der einzigen Verwandten nähert, die ihr geblieben ist. Fräulein Eglantine ist ihre nächste Erbin, wenn's einmal—was Gott noch lange aufschieben möge!—zum Sterben kommt."

Die dunklen Augen des jungen Mannes wurden für einen Moment größer, und die Unterlippe zog sich zwischen die Zähne. Er schien etwas zu überlegen. Dann lächelte er wieder auf seine eigene Weise.

„Es ist aber doch recht bezeichnend, daß sich die erlauchte Gräfin erst dann der armen Nichte erinnerte, als diese bereits Waise geworden. Ich begreife, man betrachtete schon die Verbindung ihrer Großmutter mit einem einfachen „Herrn von" als eine Mißheirath und hatte nicht Lust, so einen bloßen Herrn v. Fernwald oder v. Merkenfeld als Vetter im Stammhause von Birkenried zu empfangen; das Mädchen, das doch vom Blute Derer v. Ebersperg ist, läßt man sich schließlich gefallen, und auch das wäre nicht geschehen, wenn noch ein würdigerer Sproß vom Ebersperg'schen Stammbaume vorhanden gewesen wäre.—Geht mir mit Eurer Großherzigkeit beim Aristokratenvolke! Es ist Alles nur Interessenpolitik."

Die Mutter schüttelte bekümmert den Kopf und streckte schon die Hand aus, den Sohn am Aermel zu zupfen. Da nahm der Vater die Pfeifenspitze aus dem Munde und hob sie mit einer leichten Warnungsgeberde empor.

„Thu' mir die einzige Liebe, Hermann, und lasse Dich nicht etwa vor den Leuten hier oder später drüben im Orte auf solche Weise aus! Ich will Dich nicht daran erinnern, daß wir unserer Herrschaft zu ewigem Dank verpflichtet sind, und daß Du unsere Anschauungen verletzest — es mag ja sein, daß Du ein Recht hast, auf den Deinigen zu beharren; aber schließlich wirst Du nicht vergessen dürfen, daß wir das Brod der gräflichen Familie essen, vorläufig ja auch Du!"

Die Mutter zuckte fast zusammen bei dem letzten Nachsatze. Sie mußte nun wohl eine hochfahrende Antwort Hermanns erwarten, wie eine solche bei früheren Gelegenheiten schon zu heftigem Aufeinanderstoßen von Vater und Sohn geführt hatte. Sie kannte ihren Mann und den Punkt, auf welchem sein sonst so gutmüthiges Temperament zum Aufbrausen kam.

Aber sie hatte sich getäuscht. Es brauchte nicht einmal ihrer beschwörenden Geberde. Hermann schien wirklich mindestens Eines gelernt zu haben: sich zu beherrschen. Er verzog keine Miene und erwiderte sehr gelassen:

„Aber ich bitte Dich, lieber Vater, ich denke ja nicht daran, es der Erlaucht gegenüber am erwünschten Respekt fehlen zu lassen. Du sollst Dich davon überzeugen, daß ich mich mit unserer Gräfin sogar auf einen recht freundschaftlichen Fuß stellen werde.—Nein, nein, ich spotte nicht, ich rede in vollem Ernste! Ja, was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich mich bei der Erlaucht—um eine Anstellung bewerben wollte?"

Jetzt erstarrte das alte Ehepaar geradezu in Verwunderung.

„Und die Gesinnungen, von denen Du früher immer geredet hast?" platzte der Mann dann heraus: „Deine Verachtung des Aristokratenvolkes, die Du soeben noch ausgesprochen hast?"

„Was thut das?" erwiderte Hermann mit Ruhe. „So treibe auch ich— Interessenpolitik."

Da sank die Faust des Vaters schwer auf den Tisch nieder, er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sah den jungen Mann mit weit geöffneten Augen an. Die Frau, die von dem Allen nur begriff, daß Hermann etwas Ungeheuerliches vorgebracht haben mußte, blickte in zitternder Herzensangst bald auf den Sohn, bald auf den Vater.

„Ah, ich sehe, ich werde nicht recht verstanden!" meinte Hermann mit einer Handbewegung, die Alles, was er soeben gesagt hatte, wie von einer Tafel vor ihm wegzuwischen schien, und jetzt schlug er einen anderen Ton an, mit dem er Denen, die an Bildung unter ihm standen, noch stets imponirt hatte. „Es wäre natürlich vergeblich, hier das philosophische System auseinanderzusetzen, unter dem ich die Dinge dieser Welt betrachte. Beruhige Dich indessen, Vater, das mit einer Anstellung im unmittelbaren Dienste der Gräfin Adelgunde war nicht so buchstäblich gemeint, ich dachte nur, Euch den Beweis zu liefern, daß ich entschlossen bin, mich nach einer Thätigkeit umzusehen, wie sie in Euren Augen allein als nützliche Arbeit gilt."

„Gott gebe, daß es Dir damit Ernst ist!" entgegnete der Verwalter trocken.

„Apropos, wie steht es denn hier zu Lande?" meinte der Sohn nach einer kleinen Pause, offenbar nur gewillt, die Unterhaltung wieder in glattere Bahnen zu lenken. „Wie ich aus einem Gespräch mehrerer Reisegenossen von Breslau her zufällig erfuhr, hat sich in unserer Nachbarschaft Einiges verändert. Da drüben auf Nebenstein ist eine neue Herrschaft eingezogen?"

„Ja, die Brünows," gab die Mutter lebhaft zur Antwort, froh darüber, den Zwischenfall von vorhin verplaudern zu können. „Das ist jetzt zwei Jahre her. Die Erben des Bankiers Leubuscher haben das Rittergut damals verkauft. Aber der alte Baron Brünow, ein pensionirter General, der es erworben, konnte sich nicht lange daran freuen; er ist schon zu Anfang des vorigen Jahres gestorben."

„Wahrhaftig, ich hörte davon, und daß er außer der Wittwe zwei Kinder hinterlassen habe; nicht wahr?"

„Ganz richtig. Der Sohn läßt das Gut aber durch einen Verwalter bestellen, denn er selbst lebt in Breslau; er steht als Lieutenant bei den Ulanen. Es heißt, er hänge mit ganzer Seele an dem Offiziersberufe und würde lieber das Gut als diesen aufgeben. Uebrigens verfehlt er nicht, so oft als möglich nach Nebenstein zu kommen, um Mutter und Schwester zu besuchen und in der Wirthschaft nach dem Rechten zu sehen. Jetzt ist er gerade seit vierzehn Tagen wieder auf Urlaub hier."

„Ja, auch das habe ich gehört. Aber wie kommt es, daß Du, wie es scheint, über die Familienverhältnisse der Brünows so vortrefflich unterrichtet bist, Mutter? Ich dachte immer, hier auf Birkenried kümmere sich Niemand um die Nachbarschaft und was über sie gesprochen wird?"

„Mit Nebenstein stehen wir jetzt in engem Verkehr," mischte sich da der Vater wieder ein. „Der junge Baron Brünow kehrte in diesen zwei Wochen fast jeden Tag bei uns ein."

„Was?" rief Hermann, wie von einem elektrischen Strome berührt. „Der Lieutenant v. Brünow verkehrt hier im Hause?"

Die Eltern waren ganz verdutzt vor diesem Ausdruck einer ungeheuren Ueberraschung.

„Du wunderst Dich mit Recht, daß unsere Erlaucht die einst so strenge Abgeschlossenheit von aller Welt einigermaßen aufgegeben hat—"

„In der That, in der That," sagte Hermann, sich rasch fassend. „Ich konnte mir gar nicht denken, daß Gräfin Adelgunde ihre Menschenscheu jemals so weit überwinden würde."

„Es geschah aus Rücksicht auf Fräulein v. Merkenfeld," erklärte die Mutter. „Natürlich, ein Mädchen von ihrem Alter braucht doch Umgang, und da Baronin und Baronesse Brünow seit dem Tode des alten Freiherrn ebenfalls vereinsamt sind, so machte es sich leicht, daß zwischen den Gütern ein geselliger Verkehr angeknüpft wurde. Fräulein Eglantine und die Baronesse Käthe von drüben sind schon seit Jahr und Tag gute Freundinnen, und in neuester Zeit haben wir uns auch mit dem Baron Hans, dem Ulanenlieutenant, befreundet."

Hier lächelte die alte Frau geheimnißvoll.

„Merkst Du, was Mutters Miene bedeuten soll?" fragte der Verwalter mit gutmüthigem Spott.

Hermann that sich Gewalt an, um mit einiger Ruhe die Gegenfrage hervorbringen zu können: „Vielleicht— daß der junge Baron schon der Anbeter der Nichte unserer Gräfin ist, wie?"

„Mutter bildet sich's wenigstens ein."

„So weit will ich noch nicht gehen," wehrte die Frau ab. „Aber die Sache ist in gutem Gange. Man müßte keine Augen im Kopfe haben, um nicht zu sehen, daß der Baron bis über beide Ohren in Fräulein v. Merkenfeld verliebt ist. Seine Mutter und die Schwester begünstigen ein zartes Verhältniß zwischen ihm und Fräulein Eglantine ganz entschieden, und unsere Erlaucht hätte gegen eine solche Verbindung gewiß auch nichts einzuwenden."

„Na also," warf Hermann höhnisch hin, „dann stände ja dem Zuge zweier edler Herzen nichts im Wege. Ich gratulire."

„Mütterchen vergißt nur eine Kleinigkeit," sagte der Alte; „nämlich, daß Fräulein Eglantine die Bewerbungen des Barons bis jetzt noch nicht erhört hat und meiner Ansicht nach auch niemals erhören wird."

„Oho!" rief die Frau, wärmer werdend. „Wir werden ja sehen! Verlaß Dich darauf, wir Weiber haben in solchen Sachen feinere Witterung. Fräulein Eglantine ist nur ein bischen schüchtern wegen ihrer klösterlichen Erziehung, und die stürmische Art des jungen Offiziers mag ihr anfangs einen gewissen Schrecken eingejagt haben, aber das gibt sich; sie läßt sich seine Huldigungen ja doch gefallen."

„Wie sich ihre weichliche, krankhaft zarte Natur schließlich Alles gefallen läßt," polterte der Mann. „Sie ist wie weiches Wachs in den Händen ihrer Umgebung und wagt nichts auch nur zu denken, was nicht im Sinne der gestrengen Frau Tante ist. Um so gewichtiger muß man daher den sanften Widerstand schätzen, den sie den Liebeswerbungen Herrn v. Brünows entgegensetzt."

„Ach, ich habe es längst aufgegeben, mit Dir darüber zu streiten, lieber Alter! Aber Du, Hermann, sollst mein Zeuge sein, wenn ich über Kurz oder Lang Recht bekomme."

Hermann zuckte die Achseln, um anzudeuten, daß ihm das eigentlich sehr gleichgiltig sein könne. Gleichwohl aber beherrschte ihn eine prickelnde Ungeduld. Er hatte schon mehrmals zu einer Frage angesetzt, sie aber immer wieder unterdrückt.

„Du stehst mit Deiner Meinung von der Sache doch ziemlich vereinzelt da," fuhr der Verwalter fort. „Ich habe wohl gemerkt, wie die kleine Baroneß bekümmert ist, daß ihr Bruder, den sie ja förmlich vergöttert, so wenig Erfolg bei ihrer Freundin hat. Und der Jan, der Bursch vom Herrn Baron Hans, der hat mir's gestern auch bestätigt, daß sein Herr in großer Betrübniß—"

„Der Bursche des Lieutenants?" fuhr da Hermann abermals mit einer Lebhaftigkeit dazwischen, die das Staunen der Eltern hätte erregen müssen, wenn sie nicht der Eifer in der seit mehreren Tagen zwischen ihnen schwebenden Streitfrage zu sehr befangen gemacht hätte.

„Ja, der kann's auch wohl wissen," antwortete der Vater auf die vermeintliche Frage Hermanns. „Der ist ja immer um ihn, ein prächtiger Kerl, treu wie Gold und von seinem Herrn sichtlich auch nach Gebühr geschätzt—"

„Offiziersbursche vom Regiment des Barons?"

„Natürlich; der Ulan hat seinen Herrn, der ihn nicht entbehren mag, hierher auf den Urlaub begleitet."

„Und verkehrt am Ende auch als geschätzter Hausfreund auf Birkenried?" rief Hermann mit einem etwas gewaltsamen Gelächter.

„Wenn auch nicht das, Du ewiger Spötter, so doch als täglicher Bote des Gutsherrn von Nebenstein, bald mit einem Einladungs-, bald mit einem Dankbilletchen, heute mit einer wichtigthuenden Nachricht und morgen mit zwei gewaltigen Blumensträußen, als ob wir uns dergleichen nicht in Hülle und Fülle selber in Park und Treibhaus holen konnten. Und das größere und schönere Bouquet ist mit feinem Respekt immer für die Erlaucht bestimmt. Ja, der Baron steckt sich überhaupt jetzt mehr hinter die gnädige Tante, um die geliebte Nichte zu gewinnen. Wird ihm aber, wie gesagt, nichts nützen."

Hermann stand auf und beugte sich mit gespannter Miene über den Tisch, zum Vater hinüber.

„Jan Stalicki erscheint also beinahe täglich vor der Gräfin Adelgunde?"

„Was, Du kennst den Burschen? Du weißt sogar seinen Familiennamen?"

Hermann räusperte sich und sagte etwas verwirrt: „Hattest Du ihn nicht vorhin genannt?"

„Gewiß nicht, denn ich kannte bis zur Minute überhaupt nur den Taufnamen des Ulanen. Wie kommst denn Du dazu—"

„Ja, ich weiß nicht. Vielleicht habe ich zufällig auch diesen Namen unterwegs vernommen und er ist mir plötzlich, unbewußt, im Gedächtniß aufgetaucht. Das ist ja auch belanglos. Eigentlich wirklich lächerlich, daß wir uns so eingehend mit einem Reitknecht beschäftigen. Aber Du hast den Polen ja als ein solches Juwel geschildert— er ist doch Pole, nicht wahr?"

„Ja, wie die meisten Leute in seinem Regiment, und man hört's auch sofort, obwohl er das Deutsche sehr gut spricht. Er ist überhaupt ein sehr intelligenter Mensch, dem man den polnischen Bauernsohn wahrhaftig nicht ansieht."

„Ei! Wie kommt es aber dann, daß dieser Herr Jan noch immer gemeiner Kavallerist und Offiziersbursche ist?"

„Für's Erste hängt er sehr treu an seinem Herrn, wie fast alle slavischen Diener, so daß er lieber auf Beförderung verzichtet, als den wohl auch sehr einträglichen Posten bei einem so reichen Offizier aufzugeben. Und dann glaube ich, hat der Bursche sich sein Avancement durch allerlei Streiche verscherzt; er soll schon als Rekrut mit einem Kameraden Händel gehabt haben, in welchen er den Gegner bei einem Haar mit dem [illegible] hätte. Er spricht nicht gerne davon, aber es scheint, daß ihm eben damals der Baron Brünow aus der Patsche geholfen und ihn zu sich in Dienst genommen hat."

„Aha, da sind Herr und Knecht einander wohl würdig—einer ein größerer Raufbold und Weiberjäger als der Andere! Man weiß ja, was Die von der Kavallerie unter einem flotten Burschen verstehen!"

„Nein, da irrst Du Dich in Beiden, vor Allem beim Jan. Dem stellen umgekehrt die Mädel nach, die Mägde hier und erst drüben auf Nebenstein, und um so toller, als sich der hübsche Kavallerist gar nichts aus ihnen macht."

„Schau, schau, das scheint ja ein wahrer Ausbund von einem Tugendbold in Ulanenuniform zu sein."

„Es geht das Gerede unter unseren Mägden, der schöne Jan leide an einer unglücklichen Liebe," meinte die Mutter lächelnd. „Das wäre schließlich nicht unmöglich. Vielleicht ist ihm schon in seinem polnischen Heimathsdorfe ein Schätzchen treulos geworden oder gestorben."

„Oder so eine ähnliche blödsinnig-romantische Geschichte!" sagte Hermann mit einer wegwerfenden Geberde. „Was denn nicht noch Alles? Steckt den dümmsten Jungen in zweierlei Tuch mit blanken Knöpfen, und die Weiber laufen ihm schaarenweis nach, besonders, wenn sie sich verschmäht glauben."

„Nun, ärgere Dich nur nicht!" suchte die Mutter zu beschwichtigen.

„Ich mich ärgern? Haha! Das habe ich mir längst abgewöhnt. Es ist ja Alles Unsinn, Thorheit, Posse! Wenn der Mensch selber nicht betrügen kann, so ist ihm nur wohl, wenn er betrogen wird. Nein, nein, ich habe meine geistige Kindheit schon hinter mir!"

Der Vater zog die Augenbrauen in die Höhe und öffnete schon die Lippen zu einer sich ihm aufdrängenden Bemerkung, hielt es aber doch für besser, sie zu verschlucken.

Bald darauf gab ihm der Schlag der alten Wanduhr Gelegenheit, an die vorgerückte Zeit zu mahnen.

„Du weißt, wir gehen früh zu Bett, mein Sohn; und wenn auch darin Deine Gewohnheiten nicht mit den unserigen übereinstimmen werden, so wirst Du doch heute müde genug sein, um ebenfalls nach Ruhe zu verlangen."

Er zeigte auf die zweite der beiden nebeneinander liegenden Thüren, die von dem Vorsaale in die inneren Wohnräume führten; da hinein ging's in das Stübchen, das Hermann schon in seinen Kinderjahren inne gehabt hatte.

„Schlaf' wohl!"

Die Mutter folgte ihrem Manne nur zögernd; sie hätte gerne ein paar herzliche Fragen an den Sohn gerichtet, aber dieser schien das nicht zu bemerken, erwiderte leichthin den Gutenachtgruß und zog sich in das ihm angewiesene Gemach zurück, während aus der Küche die Magd erschien, den Tisch abzuräumen und die Lampe zu löschen.

Erst als das Elternpaar die Schlafstube erreicht hatte, zu der das letzte Fenster in der Erdgeschoßfront des Schlosses gehörte und die von dem Gemach des Sohnes durch ein großes Wohnzimmer getrennt war, fand Frau Plock die Worte, das zwischen ihr und dem Gatten herrschende Schweigen zu brechen.

„Ich glaube, Du thust ihm doch Unrecht — unserem Jungen," sagte sie mit unsicherer Stimme.

„Womit?"

„Nun, Du scheinst nicht gerade was Gutes von ihm zu erwarten."

Da faßte sie der Mann derb an der Schulter, drehte sie herum und sah ihr in's Gesicht. „Du etwa?"

Die Frau wollte etwas sagen, brachte aber nur einen verrätherischen Seufzer hervor.

„Na, laß gut sein, Marie! Wir konnten es doch schon verlernt haben, uns einander noch was von großen Hoffnungen auf unseren Einzigen vorzugaukeln. Nehmen wir unser Geschick, wie's ist und wie's kommt! Ich will dem Burschen nichts in den Weg legen, er soll bei uns auch sein Bett und seinen Tisch finden, wie bisher, und wenn ich ihn weiter nicht darnach frage, wie's ihm die neun Jahre gegangen ist, und wie er sich die Zukunft zu bestellen gedenkt, so glaube ich, daß ich ihm damit den willkommensten Gefallen thue. Jetzt leg' Dich auf's Ohr und gräme Dich nicht! Wir haben uns schon seit Langem daran gewöhnen müssen, den Hermann so halb und halb als einen Fremden anzusehen, und wir waren doch Beide nicht so thöricht, auf diese Heimkehr schöne Erwartungen zu setzen."

Das waren für heute die letzten Worte, welche die Alten miteinander wechselten.

Hermann dachte indessen noch nicht daran, sich zur Ruhe zu legen. Er öffnete für's Erste seinen Koffer und kramte in dem wild durcheinandergeworfenen Inhalt, bis er daraus eine mäßig große Lederbrieftasche hervorzog, die er eine Sekunde unschlüssig in der Hand behielt — einen Blick auf die Kissen seines Bettes werfend, als ob er daran dachte, sie dort zu verwahren —um sie hierauf in die innere Brusttasche seines Rockes zu stecken. Dann ging er auf die zweite Thür zu, die in das bereits erwähnte Wohnzimmer führte, und drehte den Schlüssel im Schlosse herum. Als dies geschehen, näherte er sich dem hohen Bogenfenster, das offen stand, und lehnte sich an die Stäbe des kunstvollen Eisengitters, das sämmtliche Fensteröffnungen im Erdgeschosse verwahrte.

Der Vollmond der wundervollen Maiennacht beschien sein Gesicht. Welch' ein Gesicht! War das sein wahres Antlitz—und das, das er den Eltern gezeigt hatte, nur Maske—dann hatte das Mutterherz Recht, als es im Instinkt vor ihm zusammengeschauert war.

(Fortsetzung folgt.)